

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 41.

Donnerstag, 18. Februar.

1915.

(18. Fortsetzung.)

## Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Carlsen.

Jetzt war es zu spät, sie selbst hatte alle Fäden gewaltig zerrissen. Und dann, wer weiß, ob sie überhaupt das Bedürfnis nach Versöhnung hatte, sie, die er in der Wohnung des Geliebten gefunden. Vielleicht war ihre Anwesenheit an seinem Lager in dieser Nacht nur ein Ausfluß der Reue darüber, daß sie sein Leben gefährdet. Der Gedanke quälte ihn so sehr, daß er eine unruhige Bewegung machte. Magda fuhr auf, warf einen scheuen Blick auf ihn, der die Augen wieder geschlossen hatte, und flüchtete.

Bierzehn Tage nach seiner Verwundung durfte Stephan das Bett verlassen. Er fühlte sich eigentlich schon ganz wohl, bis auf ein bißchen Mattigkeit, die eine Folge des starken Blutverlustes war.

Magda war der Worte eingedenk, die er ihr am Tage vor dem Duell gesagt hatte. Es galt nun die Trennung einzuleiten. Sie war zu müde, um noch zu kämpfen. Ein Verhängnis lag über ihr und umstrickte sie mit seinen Maschen, sie hatte nicht mehr die Kraft, sich aus seinen Umschlingungen zu lösen.

Als Stephan so weit genesen war, daß er sein gewohntes Leben wieder aufnehmen konnte, hielt Magda den Zeitpunkt für gekommen, wo sie von ihrer Reise sprechen mußte. Die Mutter sah sie, als sie beim Tee eine diesbezügliche Bemerkung machte, ungläubig an, Stephan aber dachte in seiner blinden Bitterkeit nur: Sie will keinen Augenblick versäumen, um nur so schnell wie möglich mit dem Geliebten vereinigt zu sein! Bis jetzt konnte sie anstandslos nicht gehen, jetzt ergreift sie die erste Gelegenheit.

Und er sagte mit einer Stimme, die fest und unbewegt klang wie immer: „Gewiß, Magda. Wohin wünschst du zu fahren?“

Ihre Augen waren mit einem sehnsüchtigen Blick in die Ferne gerichtet. Wohin, war ihr ganz gleich, nur fort aus dieser Atmosphäre, die sie zu ersticken drohte, fort von diesem Menschen, neben dem sie sich verzehrte und der in all ihrer Qual nicht ein Wort für sie hatte, der sie so tief verachtete, daß er ihr nicht einmal Gelegenheit gab, den schimpflichen Verdacht von sich abzustreifen.

Ernst und traurig sah die Mutter von einem zum anderen. Sie fühlte, ohne Einzelheiten zu kennen, wohl, daß die Luft immer tiefer und unüberbrückbarer geworden war, die sie zwischen den beiden Gatten aufgetan, aber hier konnte kein dritter helfen. Man mußte die Dinge sich entwickeln lassen, zum Guten oder zum Bösen. Stephan war keine Natur, der man Lösungen irgendwelcher Art aufzwingen konnte.

Auch Fred litt darunter, daß er den Bruder in einen Konflikt verwickelt fühlte, aber er nahm in seiner wiederwachsenden Lebensfreude diese Dinge nicht mehr so ernst, wie er es früher vielleicht getan hätte. Seit Signe ihm ihre philosophische Weltanschauung, deren Quintessenz war: „Alles geht vorüber“, mitgeteilt hatte,

betrachtete er die Dinge nur noch als Episoden von längerer oder kürzerer Dauer.

„Vielleicht gehst du an die See?“ nahm Stephan das unterbrochene Gespräch wieder auf.

Magda starrte gedankenverunken vor sich hin, und mehr wie im Selbstgespräch kam es über ihre Lippen, aber nicht leise genug, daß es Stephan nicht hörte: „Jrgend wohin außerhalb der Welt möcht' ich!“

„Das könnte keine Nachteile haben, liebe Magda. An solch unsicherer Station ist man schwer erreichbar für Korrespondenzen oder . . . liebe Besuche . . .“

Sie wollte etwas erwidern, aber sagte schließlich nichts, wozu auch! Den anderen war Rede und Widerrede unverständlich geblieben. Stephan biß sich auf die Lippen, er empfand, wie unedel er eben gewesen war, und das machte ihn unzufrieden mit sich.

Gleich nach dem Tee ging er in sein Zimmer zurück, setzte sich an den Schreibtisch und versuchte zu arbeiten, aber es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren. Immer wieder kehrte derselbe quälende Gedanke zurück. In wenigen Tagen würde ihn Magda verlassen haben, zu vorübergehendem Aufenthalt an der See, wie sie sagte, tatsächlich aber, um nie wieder zurückzukehren. Wie er das ertragen würde, er wußte es nicht, aber es mußte ja sein.

Er stützte den Kopf in die Hand. Auch seine eiserne Energie gab nach. Alles, was er die ganze Zeit unter der Maske der Gleichgültigkeit verborgen, sprengte jetzt seine Kerker und stieg heraus ans Tageslicht. Selbsttäuschung war es gewesen, daß er geglaubt hatte, sein Leben ohne sie gestalten zu können. Selbsttäuschung, daß er mit der Kenntnis ihrer Schuld seine Liebe gestorben wähnte.

In dem grenzenlosen Elend, das ihn überkam bei dem Gedanken, sie zu verlieren, sah er, daß es Dinge gab, die mit der bloßen Willenskraft nicht obgetan waren. Er wußte, daß sein Leben leer sein würde von jetzt an, daß jeder Tag sich gleichen würde in seinem hoffnungslosen Anfang, seinem öden Ende, und hier, so ganz allein, fern von lauschenden Ohren und beobachtenden Augen, tat es wohl, die Maske fallen zu lassen und seine Züge nicht beherrschen zu müssen. Er fühlte, daß er nicht mit den Dingen gespielt, wie er glaubte, sondern daß er selbst ein Spielball gewesen war in der Hand der mächtigsten der Mächte.

Er hatte ein leises Klopfen überhört. Die Tür ging auf, unhörbar glitt ein Diener herein und brachte auf einem silbernen Tablett einen Brief. Er erkannte zu seinem Erstaunen Ingeborgs Schrift. Was konnte sie von ihm wollen? Er war jetzt nicht in der Stimmung für sentimentale Reminiszenzen. Dann aber gebot ihm irgendeine im Unterbewußtsein wirkende Kraft, den Brief zu öffnen. Er las:

„Zum Bösewicht muß man geboren sein, eine Regung in einer verlorenen Stunde genügt noch nicht,

uns außer der Handlungsweise auch die Gefühle zu geben, die unser eigenes Tun ruhig ertragen lassen. Ich habe keine ruhige Minute mehr, seit Du Dich mit Maltiz geschlagen hast, meine Nächte sind schlaflos, ich werde von den gräßlichsten Bildern gepeinigt. Und so wähle ich denn dieses letzte Mittel, um mich von dem Druke zu befreien, der auf mir lastet, ein volles, ganzes Geständnis. Du bist eine kurze Zeit hindurch ein Spielzeug in meiner Hand gewesen. Ich bin eine Frau mit leidenschaftlichen Gefühlen, die es nicht verwinden konnte, von Dir plötzlich beiseite geschoben worden zu sein. Ich habe Dich geliebt, wie heiß, wußte ich selbst erst, als ich erfuhr, daß Du eine andere gewählt hast, daß alles, was ich versucht hatte, Dir zu sein, nichts gewogen hatte gegenüber dem Liebreiz eines wohlbehütet aufgewachsenen Patrizierkindes. In diesem Augenblick verfahrte sich meine Liebe in Saß, ich suchte die Stelle, wo ich Dich treffen könnte, und fand sie. Ich war mir wohl bewußt, daß ich achlos mit Euren Leben spielte, aber der Plan, der in einer verzweifelter Stunde geboren wurde, hatte sich in mir festgesetzt wie eine fixe Idee. Ich konnte sie nur loswerden, dachte ich damals, indem ich mich durch die Ausführung von ihm befreite. Und so telephonierte ich eines Tages an Deine Frau, daß Du durch einen Automobilunfall verwundet in dem Hause Goltstraße 26 lägest. Das war die neue Wohnung von Maltiz, die er, wie ich wußte, erst seit drei Monaten bewohnte, was Deine Frau nicht ahnen konnte. Darauf baute sich mein Plan. Ich dachte mir, daß sie ohne Überlegung hinstürzen würde und verständigte Dich durch ein anonymes Billett. Dann wartete ich, unter einem Haustor versteckt, um zu sehen, ob die Sache sich auch so abspielen werde, wie ich vermutete, und alles ereignete sich mit mathematischer Genauigkeit. Aber ich hatte nicht mit meiner Frauen-natur gerechnet und ihrer ganzen Schwäche. Als ich von dem Duell hörte, das ja eigentlich eine vorauszu-sehende Selbstverständlichkeit für mich sein mußte, da verließ mich jedes Rachegefühl. Ich freute mich nicht mehr an meinem Erfolg, ich hätte Jahre meines Lebens hingegeben, um das Ganze ungeschehen zu machen, aber es war zu spät. Ich veränderte Maltiz zurückzuhalten, aber Du hattest ihm jedes Einlenken unmöglich gemacht. Der arme Junge, den ich hineingehebt hatte, und der sich redlich geweigert hatte, seine Rolle in dem von mir inszenierten Drama zu übernehmen, konnte nicht mehr zurück und mußte sich trotz seiner absoluten Schuldlosigkeit vor Deine Pistole stellen, weil er mich nicht preis-gelassen wollte."

Überwältigt von dem Inhalt des Briefes, bedeckte Stephan einen Augenblick die Augen mit der Hand. Dann las er weiter:

"Jetzt, da eine gütige Vorsehung Euch beide erhalten, nachdem Deine Wunde sich als leicht erwies, hob ich das Todesurteil auf, das ich im Fall eines unglücklichen Ausgangs Eures Duells über mich verhängt hatte, und tat das Einzige, was ich noch tun kann, um meine Selbstachtung zu retten und vielleicht auch etwas von dem Unheil gutzumachen, das ich über Dich bringen wollte, ich beichte Dir! Deine Frau hat nie auch nur mit einem Gedanken daran gedacht, Dich zu betrügen, sie hat Maltiz sogar bei einem Annäherungs-versuch die Tür gewiesen, wie er mir selbst erzählt hat.

Und jetzt bitte ich Dich, Stephan, in der Erinnerung an unsere alte Freundschaft, vergib mir! Du wirst mir nicht mehr begegnen, ich habe mein Engagement hier gelöst, die Konventionalstrafe bezahlt, und wenn Du diese Zeilen bekommst, habe ich die Stadt längst verlassen. Denke an mich nicht als die Verbrecherin, die fast ein Menschenleben auf dem Gewissen hat, sondern an die Frau von früher, die Dich geliebt hat wie keinen vor Dir, aus der Du alles hättest machen können, was Du gewollt hättest, mit einem bißchen Liebe

... Leb' wohl!

Ingeborg."

(Schluß folgt.)

## Auf Bahnwache beim Landsturm.

Wir liegen weit hinter der Front in einem polnischen Städtchen. Der Bahnhof ist etwa 5 Kilometer davon entfernt auf der Höhe des Plateaus. Das Wachlokal ist ein verlassenes Häuschen, in dem früher wahrscheinlich ein russischer Beamter gehaust hat. Trauliche Stille herrscht in der Stube. Mitternacht! Der große Kachelofen brummt behaglich. Auf dem Tisch flackert die Kerze auf einer alten Flasche und überdeckt die Gesichter der Landstürmer, die sich's bequem gemacht haben, soweit die Wachvorschrift es eben gestattet. Ein Haufen Zeitungen wird zum wievielten Male gelesen, Karten und Briefe werden geschrieben, es wird ein wenig genickt, hin und wieder etwas gesprochen, viel geraucht. Der blaue Nebel erfüllt den Raum. Sind wir denn wirklich im Krieg? Das Bild ist so friedlich, so heimelig, so oft gesehen und erlebt in der Garnison. Wir lassen uns von dem damals umgarnelten und sehen uns als junge frische Soldaten, haben nicht Weib, nicht Kind, keine Sorge, keine Not. Morgen ist Sonntag. Wir werden als Urlauber den bunten Rock stolz durch die Dorfgasse tragen, mit dem Altersgenossen Arm in Arm scherzen und singen, den Mädchen sed ins Gesicht sehen, auf dem Tanzboden lustig sein. Frisch auf, du Jugend! Frieden im Land!

Ach nein, es ist doch Krieg. Der da eben herein kommt aus der Frostnacht mit aufgefanztem Seitengewehr und scharf geladener Schußwaffe bringt ihn uns jäh wieder vor's Antlitz. Frieden? War der denn einmal? Ach, das mag viele Jahre her sein. Wie lange, lange haben wir die Heimat nicht mehr gesehen. Weit weit dahinter liegen diese Zeiten, vergessen, verfunken, verflungen: Verschlungen von einem furchtbaren Verhängnis, das sein zierendes Maul fleischschonend aufgerissen hat und die ganze Welt giftig übergeifert. Wie sieht der Mann doch aus? Er ist ja gar nicht jung und frisch. Ein grauer Bart, von Eiszapfen umzotelt, rahmt sein faltiges Gesicht, wo statt der Lebenslust der Kummer wohnt. Er stampft mit den Stiefeln, daß die Schneekrusten abfliegen, entläßt sein Gewehr, hängt es vorsichtig an den Nagel, zieht die Strumpflappe vor den Ohren, und sucht, in die Hände hauchend, den warmen Ofen. Auf einem Schemel sitzend, stemmt er die Füße gegen die weißen Kacheln. Er sitzt und sinnt, spricht kein Wort. Die Kameraden werfen sich nacheinander gerüstet und gegürtet ins Stroh. Er sitzt noch immer.

In solcher Stunde öffnet sich die Seele. Der Mann hat heute auf seinem Posten den Krieg erlebt, erlebt vielleicht mit grausamerer Schärfe als die blonden Jungen da vorne an Schützengaben, wo die Kugeln süssen, die Kanonen brüllen, die flammenden Heimgärten zum Himmel lodern. Freilich hat er nichts besonders Bedenkliches getan. Er ist um einen Schuppen herumgegangen und hat die Vorräte vor Diebstählen bewacht. Er hat einen Bretterzaun gehütet, daß er den frierenden Poladen in jenen Häuschen nicht als Brennholz diente. Er hat den Schienentweg von unsicherem Gesindel freigehalten und zeitweilig über die weite, weiße, vom Vollmond überlichterten Felder geschaut. Seine Gedanken aber hatten Zeit zum Wandern. Als der Verwundetenzug mit dem weißen Kreuz auf den Flanken an ihm vorüberrollte, als aus dem hellen Fenster eine Krankenschwester zu ihm herüberschaute, da sah er darinnen im schaukelnden Bett seinen eigenen Ältesten liegen, bleich, fiebernd, ums Leben ringend, und er war so strahlend jugendfroh hinausgefahren ins slawische Land. Wo mag er sein? Dann flog seine Seele zu einem kleinen Häuschen ins Rheinland, wo ein rosiges junges Menschlein in der Wiege schläft, das ihm als Kriegskind geschenkt ist und das er noch nicht hat sehen dürfen. Er sieht ein treues Weib über ein Bett gebeugt, darin der Blonde, der 19jährige, seine ganze Liebe, liegt und so gerne den zerbrochenen Arm behalten möchte. Von dem allem hat ihm seine Frau geschrieben mit schonenden beruhigenden Worten. Aber er weiß zu gut, was sie ihm verschweigt in ihrer Tapferkeit: Wie sie arbeitet und kämpft, sich hebt und forat und plant in Haus und Geschäft. Und er muß hier in Polen Posten stehen, das Jammergefühl der Ohn-

macht im Herzen. Krieg! Er heißt die Föhne zusammen und wirft sich aufs Stroh. Der Traum wird seine Seele dahin tragen, wo seine Sehnsucht wohnt. Ich aber stütze den Arm auf den Fenster Sims und starre in die Mondnacht. Draußen zwischen den Gleisen stapfen die Posten frierend auf und ab. Rüge rollen, Maschinen fauchen, als könnten sie nicht eilig genug die flotten Dragoner an den Feind bringen. Segne euch Gott, ihr schmutzen Reiter! Artilleristen schaffen Geschütze und Munitionswagen von den Rampen. Rügen eure Feuerschlände die Brut vernichten, die den Frieden brach! Ein Zeppelin surrt durch die Lüfte nach Warschau zu. Tausend Hoffnungen fahren mit ihm, daß er helfen möge, den Frieden bringen. Ach, es wird noch lange dauern. Der Gefangenenzug gestern hatte gar nicht das Aussehen, das wir uns so gerne von den Russen vormalen. Da war nichts zu sehen von zerrissenen Lumpen, verhungerten Gesichtern, löcherigen Stiefeln, fadenscheinigen Mänteln. Kraftvoll und led kamen die hohen Gestalten der pelzmühigen Sibirier vorbei, ein wenig müde und hungrig wohl von dem Marsch, aber wohlgerüstet und verwahrt gegen die Kälte. Ihre Kameraden in den Gräben werden mit dem Bajonett in der Faust unserer Heimatsehnsucht noch lange einen Niegel vorstoßen.

Mein Blick geht zurück zur Stube und gleitet über die Gesichter der Schläfer. Wie alt sie mir plötzlich alle vorkommen, wie alt, zermürbt, verwittert von den Stürmen, die schon darüber gegangen sind. Im fahlen Kerzenschein ist nichts mehr zu sehen von der Straffheit des Tages. Wie von einer Maske entblößt schaut aus diesen Mienen die Seele, und Leid, unendliches Leid starrt mich an. Ein Stöhnen ringt sich hier heraus, dort ein kurzer Ausruf. Zukende Bewegungen verraten geheimnisvolles Leben. Alle diese Männer tragen ausnahmslos Schweres mit sich herum, das im Licht des Tages das Bekennnis scheut, bringen Opfer, die kein Ehrenkreuz belohnt. Und doch werden sie morgen alle wieder ohne Wurzeln die Spaten und Pickel im Schützengraben tapfer schwingen, werden sogar ihrem jungen Hauptmann zu Liebe auf dem Exerzierplatz stramme Griffe üben, Wendungen und Einzelmarsch machen, so gut's halt die alten Glieder erlauben. — Auch im Landsturm weit hinter der Feuerzone sind Helden.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Lieb' Vaterland . . . (Originalbrief.) Schützengraben gegen P. les M., östlich von N., am 2. Febr. 1915. „Mein lieber Freund und Oberkollege L.! Den Bleistift und die schlechte Schrift müssen Sie schon verzeihen, Tinte gibt es bloß „in ganz feinen“ Schützengraben (vielleicht bei der „Garde“), und da man nicht heizen darf, um durch Rauch dem gegenüberliegenden Feind keinen allzugroßen Komfort vorzutauschen, sind die Finger vor Frost so kamm, daß die Schönheit der Schrift leidet. Ich hoffe aber, Sie werden sich durch mein Vektikal durchlesen können. — Bis jetzt bin ich, Gott sei Dank, mit einem blauen Auge davongekommen. Verzeihen Sie, daß ich meine minderwertige Person gleich in von Vordergrund rücke — aber schließlich wollen Sie doch wissen, wie es mir geht und aus meinem Schreiben sollen Sie ersehen, daß ich noch am Leben bin. Eine nichtsbedeutende Schramme am linken Oberarm, die mich nicht einmal einen Tag den Dienst aussetzen ließ, erinnert mich daran, daß ich kein unverwundbarer Siegfried bin. Schade war es nur für meinen schönen Waffentrock und Mantel, in die der Schrapnellsplitter große Löcher riß. Und das passierte im Schützengraben, während 10 Meter seitlich von mir das nichtswürdige Geschöß platzte. Sie sehen, ganz harmlos sind die Schützengraben nicht — doch davon später. Meine militärische Tätigkeit im Felde fing gut an. Zunächst waren einige Tage Ruhe, dann ging's nach T., einem S. . . nest, wo wir tatsächlich im Mist lagen und ruhen sollten. Das war am 23. Dezember. Am 24. morgens kam der erste Befehl, vorzugehen. Wir kamen in die Schlacht S.-B. Schon in T. wurden wir fest beschossen — nun ging es durch die Feuer feindlicher Granaten und Schrapnells. Und nachmittags um 4 Uhr stürmte ich mit meiner Kompanie eine Stellung, die wir dann gleich besetzten und festhielten. Bei der Dunkelheit fangen wir alle: „Stille Nacht, heilige Nacht“ mit Tränen in den Augen, denn manche sangen das Lied

des heiligen Abends nicht mehr mit, die am Morgen noch taten froh mit gegen den Feind gezogen waren. Dann kam eine schreckliche Nacht unter ewigem Feuer, aber wir blieben, wo wir waren. Als Weihnachtsgeheimnis bekam ich das Eisener Kreuz. Das war meine Weihnachten. — Bis zum 28. Dezember verteidigten wir unsere Stellung, dann kam Erfaß. Wir zogen nach St. M., um uns zu erholen. — Seit über 3 Wochen liegen wir nun hier in den Schützengräben: moderne Troglodyten. 300 Meter vor uns haben sich die Franzosen eingegraben — so liegen wir uns wie wütende Hunde gegenüber und wir wollten doch so gerne vorwärts. Es geht aber nicht, wegen des höheren Befehls. Warum, das entzieht sich dem Urteil der kleineren Geister. Wir haben es hier höllisch schwer. Tag und Nacht bombardieren uns feindliche Granaten und Schrapnells und wir können nichts tun, als das Infanteriefeuer erwidern. Bis vor kurzen hatten die Franzosen wenigstens noch viele Versager und Blindgänger. Seit 5 Tagen schießen sie aber mit amerikanischer, erheblich besserer Munition. Das merken wir an den größeren Verlusten. Aber wir sind zäh und es muß schon toll kommen, ehe wir weichen. Im französischen Tagesbericht am 21. Januar stand, daß der Feind unseren Schützengräben gestürmt habe und wir ihn verlassen hätten, weil uns ein Munitionsdepot durch sie zerstört sei. Trotzdem ich das erst am 27. in der „Frankf.“ und „Köln. Zeitung“ las, habe ich diesen doch gleich eine Berichtigung gesandt, die hoffentlich auch veröffentlicht werden wird. Ein Beweis der Unzuverlässigkeit der französischen amtlichen Berichte. Wir haben das Recht und die Forderung einer guten, großen Sache für uns und es steckt ein nicht versagender Mut in den Soldaten, wie man ihn nicht ahnt. Das ist wirklich etwas Schönes und Erhabenes. Von den Leuten ist jeder ein Held — ich bewundere trotz der Strapazen und Entbehrungen das frohe Draufgängertum, das in jedem Manne steckt. Wer anders sagt, der lügt. Wenn ich abends Freiwillige vortreten lasse zu Patrouillen, da melden sich so viele, daß die Wahl schwer ist. Und das Durchstreifen der zwischen uns und dem Feind gelegenen Zone ist ein recht gefährliches Unternehmen. Es ist wirklich ein schönes Gefühl, solche Leute zu haben. Es gibt noch einen Idealismus! — Ich hatte noch keine Minute des Bedauerns, daß ich als Offizier in den Krieg gezogen bin. Sie glauben nicht, lieber L., wie interessante psychologische Studien ich mache. Vielleicht — wenn der Krieg zu Ende ist und ich noch am Leben sein sollte — werde ich darüber eine Arbeit schreiben. Haben Sie sich bis hierher durchgelesen? Ich habe Ihnen viel mit meinem langen Schreiben zugemutet, und damit Sie nicht zu sehr schimpfen, will ich jetzt schließen. Grüßen Sie alle, und wenn Sie einmal nichts Besseres zu tun haben, dann schreiben Sie, wie es Ihnen und wie es in Wiesbaden geht. Mit recht herzlichsten Grüßen Ihr freundschaftlich ergebener L.

Radfahrer im Kriege. (Originalbrief.) — — — — Ich darf mir nicht damit schmeicheln, etwas Besonderes zu leisten; ein jeder kann höchstens seine Pflicht tun. Aber mein Dienst ist besonders schwer, anstrengend und mitunter recht gefährlich. Ich bin Radfahrer und beache mich von hier täglich zur ungefähr zwei Stunden entfernten Feuerstellung des Bataillons, um dorthin dem Stabe des Bataillons die Post und die Lebensmittel zu überbringen und um umgekehrt nach den entsprechenden Stellen hinter der Front die amtlichen Schriftstücke und die abgehende Post zu besorgen. Denken Sie sich aufgeweckte, fast unpassierbare Wege, nach der Feuerstellung fast stets ansteigend, voller Gräben und Löcher mitunter, verursacht von einschlagenden feindlichen Artilleriegeschossen, einen längeren Wald, in der Gefährzone liegend und darum stets vom feindlichen Feuer bestrichen, so werden Sie begreifen, wie äußerlich und seelisch schwer es mir oft werden muß, wenn ich die Lasten, die eine aufs Rad gebunden, die andere in größerem Tragsack auf den Rücken gehängt, zum Bataillonsstabe zu bringen habe. Ist das Wetter noch tüchtig, drun komme ich mir hin und wieder recht arm vor, und mir ist, als müßte ich mein Los besonders hart finden. Doch ich bin veröhnt mit dem harten Schicksal, vergesse immer wieder gerne alle Strapazen und Mühen, wenn ich zu den Menschen gekommen bin, die mich stets herzlichst erwidern, weil ich ihnen „etwas“ zu bringen habe: Briefe, Karten, Pakete aus der lieben Heimat u. a. m. Freilich, manchmal muß ich die sichere Erwartung, ein Gedanke heimlich, er Liebe in irgend einer Form zu empfangen, bei dem oder jenem Herrn enttäuschen. Aber dann wird mir allemal fest auf die

Seele gebunden, als sei ich verantwortlich für tägliches Eintreffen von Heimatpost: „Aber morgen bringen Sie mir einen Brief von m. Frau“ usw. usw. Am 29. Januar gefährdete sich die Gefahr besonders wütend. Die feindlichen Schrapnells schlugen um mich herum ein und plakten so schrecklich und verderbenbringend, daß ich nichts konnte als nur einen Seufzer der Ohnmacht ausstoßen. Glücklicherweise hatte ich nach einigen Augenblicken die Geistesgegenwart, 300 Meter zurückzulaufen. Zu meinem Glück. Und doch plakte noch ein Schrapnell in einer Entfernung von nur 10 Meter. Mit einem dankbaren Blick gegen den Himmel grub ich den Zünder aus. „Nun besitze ich noch. — —“

**Eine Kinstante in Frankreich.** Vom westlichen Kriegsschauplatz schreibt uns ein 27er: Unsere Abteilung war abgelöst worden und die Batterie in L. in Ruhe gegangen. Unteroffizier S. bezog mit seiner Geschützbedienung wieder dasselbe Quartier bei Madame Olivier-Cotté, in dem er vor etwa drei Wochen gelegen hatte. Damals hatte der Storch in das von deutschen Truppen besetzte Dorf der Madame einen munteren kleinen Franzosen gebracht. Sie freute sich, als sie das bekannte Gesicht Friedel S. wieder sah, der sich mit seinen Leuten ein Nachlager auf Stroh so behaglich wie möglich machte. Am 7. Februar wurde der kleine Franzose von einem deutschen Feldprediger getauft. S. hatte der Frau angeboten, die Patenschaft bei dem Bubens übernehmen zu wollen, worüber sie sehr erfreut war. Als die feierliche Handlung beginnen sollte, an der außer der Geschützbedienung noch Wiegwachtmeister N. als Taufzeuge und Leute aus dem Dorf teilnahmen, holten Madame und ihre Mutter den Unteroffizier, der kein Französisch spricht, am Rockzipfel mit „Monsieur, Monsieur!“ herbei. Der Geistliche richtete einige Worte an S., ob er sich der Pflichten eines Paten bewußt sei und beim Tode des Vaters für die christliche Erziehung des Kindes sorgen wolle, was er bejahte, und nun hielt der selbgraue Frontartilleriesoldat eines Feindes Sohn über die Taufe. Der Feldprediger übersetzte ihm seine in französischer Sprache gehaltene Taufrede, während der Taufling so lange schrie, und ließ ihn und P. die kirchenamtlichen Papiere unterschreiben. Dann überreichte S., dessen schönen Vornamen Friedel auch sein Patenkind erhalten hatte, Madame Cotté ein Geldgeschenk. Sie dankte ihm sehr gerührt, bat ihn, immer Nachrichten von sich zu geben oder sie zu besuchen; er sei ihr jetzt oder später immer willkommen. Sie wünschte ihm glückliche Heimkehr und daß der Krieg bald zu Ende sein möge. Die Geschützbedienung, der alles verdorret wurde, war von der Feier sehr ergriffen, und meinte: „Ja, der Unteroffizier S., das ist doch ein ganzer Kerl!“

**Das abergläubische Paris.** Von dem Angehörigen eines neutralen Landes, der die Möglichkeit hat, auch in der jetzigen Zeit andere Städte zu bereisen, wird uns mitgeteilt: „Wer Paris kennt, der weiß, daß man hier, wie in keinem anderen Lande der Welt, wie wohl kaum in einer anderen Großstadt, dem Aberglauben zugänglich ist. Nun aber im Kriege überfreigt der Aberglaube alle Grenzen. In der Rue Lafayette 37 hat eine Madame Constantine einen Salon aufgemacht, der von allen Parisern, die noch daheim sind, von den Pariserinnen geradezu gestürmt wird. Natürlich ist es ein „Cercle“, was heißt, daß es eine geschlossene Gesellschaft ist, so daß die Polizei keine Macht hat, diesen Salon zu schließen. Vielleicht hat sie auch kein Interesse daran, denn Madame Constantine versteht ihr Geschäft und versteht es großartig, den Leuten, die sie besuchen, Hoffnungen zu machen, ohne etwas Positives zu sagen. Wer sich aus dem, was sie mitteilt, einen Vers machen will, der kann es. Zu diesem Zwecke läßt man sich von Madame eine Tasse Tee geben, die man mit 3 Franken bezahlt. Will man das Pariser Kriegsgelächter dazu haben, die „Brioche de guerre“, ein wässrig schmeckendes, gefülltes Brot, dann zahlt man 4 Franken, darf sich aber Fruchtarmelade nehmen, so viel man will. Nun wird die Tasse ausgetrunken und aus den Zeichnungen, die der dunkle Tee hinterläßt, bespricht die modernste Pythia die Ereignisse, die in das Leben der Betreffenden treten werden. Wer einen Angehörigen im Felde hat, der will von diesem etwas wissen, Madame Constantine „beschwört“ ihn, und aus der Formel weiß sie, ob er noch lebt oder ob er bereits eingegangen ist in die himmlischen Gefilde. Die Gefallenen erscheinen aus dem Jenenseits als Geister. Sind sie noch nicht lange tot, dann machen sie sich nur durch Klopfen bemerkbar, und aus der Art des Klopfens kann die Wahrsagerin bestim-

men, ob sie gern und freudig gestorben sind. Das sind sie immer. Außerdem hat Madame Constantine wunderartige Amulettes zu verkaufen, die man sich selbst aus einem Schrein ziehen muß. Natürlich kosten sie eine erschreckliche Summe, aber sie sind auch geschmackvoll und für die Damen als moderner Kriegsschmuck sehr reizvoll. Sie haben die Form der Kapseln aus Großmutterzeiten und sind schwarz in Emaille oder in Hartgummi hergestellt, sie tragen weiße Perlen, die nicht gerade echt sind, aber die Kraft haben, die Tränen, die man um den Fernen vergossen hat, in Seligkeit und Freude umzuwandeln. Die Seligkeit tritt immer ein. Kehrt der Ferne verwundet oder gesund heim, dann ist sie natürlich da, ist er gefallen, dann hat das Schicksal der Trägerin des Amulettes die höchste Rönne geschenkt, den Liebsten für das Vaterland hergeben zu dürfen. Und die Überredungskraft der Pythia ist enorm groß. Sie weiß in wunderbarer Weise den Suchenden Trost zu spenden, sie zu heilen von allen Schmerzen des Augenblickes, die Tränen zu trocknen. Das Amulett wirkt wirklich insofern Wunder, als Madame Constantine einen wunderbaren Einfluß auf alle diejenigen hat, die sie in ihrer Not anrufen. Darum sieht man jede elegante Pariserin augenblicklich im Schmucke der schwarzen Kapsel.

**„Joffre, Bonbons 1915“.** Der Krieg tritt den Parisern in der mannigfachsten Gestalt entgegen und hat Einfluß auf unendlich viele Einzelheiten des Lebens ausgeübt. Die Damen tragen ihre Kleider wie Uniformen geschnitten und schmücken sich mit helmartigen Hüten, und auch die Industrie entnimmt ihre Anregungen dem Waffenwerk. Als „Höhepunkt des Raffinements“ wird in der Plauderei eines Pariser Blattes hingestellt, wenn man in sein weiches Bett eine Wärmflasche in Gestalt einer täuschend nachgemachten Granate legt und durch dieses gefährlich dreinschauende Instrument die Süße seines Schlafes erhöht. Sehr viel gekauft werden Schachteln mit Bonbons, die die Form von Generalsmützen haben. Weiße Federn rahmen anmutig einen schwarzen Beutel ein, der von zwei Kartons in der Form von Zweispielen umschlossen wird. Man liest auf solch einer Bonbonschachtel etwa: „Joffre, Bonbons 1915“. Als Seltsamkeit werden diese Schachteln vielleicht einmal einen Sammelwert haben. Sonst aber ist der Gedanke, aus einem Generalshut, in dem die Haare durch die schwarze Hülle angedeutet sind, Süßigkeiten hervorzuziehen, nicht gerade appetitlich, und man konnte wenigstens verlangen, daß diese Generale — Glazen haben.

**Englische Amazonenkörpers.** Da der Krieg jede Möglichkeit der Betätigung für die englischen Suffragetten aufgehoben hat, so haben die streifbaren Damen beschlossen, eine bestimmte Anzahl Frauenbataillone zu bilden, die am Heeresdienst teilzunehmen wünschen. Der englische Kriegsminister hat zwar von vornherein erklärt, daß er aus leicht einzusehenden Gründen nicht gestatten könne, daß derartige Amazonenkörpers zur Front geschickt würden; aber die Frauen lassen sich dadurch nicht einschüchtern, sondern erklären, daß die weiblichen Kriegsfreiwilligen zu jedem Dienste bereit wären, den ein General von seinen Soldaten verlangen könnte, natürlich auch zum Kampf in der Feuerlinie. Aber wenn sie nicht an den eigentlichen Kämpfen teilnehmen können, so sollen sie doch Hilfsdienste verrichten, die gewöhnlich auch den Soldaten anvertraut bleiben. So können die Freiwilligen, die von der Viscountess Castlereagh kommandiert werden, das Amt von Reichengeberinnen, Telephonistinnen, Telegraphistinnen, Stafetten für Übermittlung von Telegrammen und Befehlen, Automobilführerinnen und Leiterinnen von Munitionszügen übernehmen. Das Korps ist in Kompagnien von je 500 Frauen geteilt; 4 Kompagnien bilden ein Bataillon und 2 Bataillone ein Regiment. Das erste Regiment ist aus den Frauen Londons sehr schnell zusammengestellt worden und zählt über 4000 Rekruten. Es wird im nächsten März zur Front nach Frankreich gesandt werden können. Die Altersgrenzen sind 20 und 40 Jahre.

**„Ach, du armes Lieschen.“** Reizend war kürzlich eine Unterhaltung zweier Kinder im Alter von 4 und 5 Jahren. Der Fünfjährige fragt seine vierjährige Freundin: „Wer ist der Herr, Lieschen, mit dem du am Sonntag auf dem Platz warst?“ — „Das ist mein Papa.“ Der Fünfjährige: „Ist dein Papa ein Mann?“ Die Vierjährige: „Ja, freilich.“ Der Fünfjährige: „Du hast einen Papa, der nicht im Kriege ist? Ach, du armes Lieschen.“